

Michael Beier leitet als Geschäftsführender Vorstand seit fünf Jahren die Heinz-Sielmann-Stiftung. Er ist seit mehr als 20 Jahren im Stiftungswesen tätig und unter anderem als Stiftungsmanager, Stiftungsberater qualifiziert.

Anton Bonnländer verantwortet bei der Bank für Sozialwirtschaft in Köln den Bereich Geldanlagen. Dies umfasst die Eigenanlagen der Bank in Treasury, aber auch Kundengeschäft, Vermögensverwaltung und -beratung.

Peter Dombeck gehört seit zehn Jahren Aberdeen Standard Investment an und leitet als Head of Business Development Institutional, Germany & Austria den institutionellen Bereich, zu dem auch Stiftungen zählen.

Andreas Fiedler ist seit drei Jahren bei der GLS Bank in Bochum tätig und verantwortlich für Institutionelle Kunden und das Portfoliomanagement. Er verfügt über mehr als 25 Jahre Erfahrung im Assetmanagement.

Christian Opelt verantwortet bei der Privatbank Donner & Reuschel in München und Hamburg seit mehr als zehn Jahren die Betreuung von Stiftungen, kirchlichen Organisationen und gemeinnützigen NPOs.

Moritz Westerheide ist bei der Bremer Landesbank im Asset- und Portfoliomanagement tätig, Erbetreut mit einem Team von drei weiteren Portfoliomanagern die Fonds im Haus sowie die Vermögensverwaltung.

DIE STIFTUNG: Wie geht es deutschen Stiftungen im Dezember 2017?

Michael Beier: Viele Stiftungen haben auf die Niedrigzinsphase reagiert und die Aktienquote erhöht. Trotzdem erwarten nur zwei Drittel der Stiftungen, dass sie 2017 Renditen oberhalb von 1,5 Prozent erreichen werden. Bei den kleinen Stiftungen mit einem Vermögen von unter einer Million Euro sieht nur die Hälfte Renditen in der Nähe des Inflationsniveaus. In der Heinz-Sielmann-Stiftung wurde die Anlagerichtlinie rechtzeitig angepasst, sie ermöglicht eine Quote bei Aktien und Anleihen von bis zu 75 Prozent. Wir haben aktuell auf die Investmentsteuerreform 2018 reagiert und legen den Sielmann-Sustainability-Stiftungsfonds auf, um der variablen Besteuerung von Fonds dauerhaft zu umgehen. Aktuell erzielen wir Renditen von 8,5 Prozent im Aktienbereich, acht Prozent bei Unternehmensanleihen und können auf eine Gesamtrendite von 3,5 Prozent über das Portfolio von 26 Millionen Euro verweisen. Dieses liegt daran, dass wir gegenwärtig viele Einzeltitel für überbewertet halten und daher eine sehr hohe Cash-Position aufgebaut haben.

Christian Opelt: Ich versuche, es ein bisschen allgemeiner zu formulieren mit Blick auf die klassischen Stiftungen, die sich oftmals nicht das professionelle Set-up leisten

können. Herr Beier vertritt ja eine sehr gut aufgestellte und vermögende Institution, dies ist aber nicht die Regel. Ich glaube, viele Organmitglieder sind unsicher. Viele fragen sich: „Wie gehe ich mit der weiter andauernden Zinsniedrigphase um?“ Auch wenn es zinsseitig wieder leicht hoch geht, wird das nicht reichen, um wieder sorglos nur Rentenpapiere zu nehmen. Das Zweite ist das Thema Aktien. Ja, es haben sich mehr und mehr Stiftungen und letztlich deren Organe damit angefreundet – aber viele weiterhin in sehr kleinem Maße. Viele Organe würden sich, glaube ich, eine gesetzliche Leitschnur wünschen, an der sie sich festhalten können, wenn es um Kapitalanlage geht. Im Sinne von: „Du darfst jetzt bis x Prozent Aktien haben.“

Beier: Aber dazu möchte ich einhaken. Wir haben uns ja selbstgesetzte Regularien für die Organe der Stiftung mit der Anlagerichtlinie und dem Risikomanagement geschaffen. Der Grundsatz „kaufen und liegen lassen“ ist dauerhaft tot. Wir erleben 2018 „10 Jahre Niedrigzinsphase“. Eine Untätigkeit in der aktiven oder passiven Vermögensanlage durch die Geschäftsführungen in Stiftungen in dieser langen Niedrigzinsphase sehe ich mit der Vernichtung des Stiftungskapitals als grobe Fahrlässigkeit an, da hilft auch der Ruf nach dem Staat nicht mehr.

Andreas Fiedler: Da kommen wir auch zu einem anderen Punkt: Es gibt eben nicht *die* Stiftung. Das ist ein Begriff für verschiedenste Formen, nicht nur in rechtlicher Hinsicht. Ich bin relativ überrascht, dass es trotz des Anlagedrucks der durch das Niedrigzinsniveau entstanden ist, so lange dauert, bis sich Institutionen die Frage stellen: „Was heißt das eigentlich für unser Anlageverhalten, was können wir sinnvollerweise tun? Wie erreichen wir unsere Anlageziele, und wie stehen die Anlageziele eigentlich im Einklang mit unserem Stiftungsauftrag?“

Beier: Das liegt an zwei Faktoren: Zum einen liegt das Stiftungswesen in den Händen einer Generation, die wesentlich älter ist als das Durchschnittsalter in Deutschland von 44,2 Jahren. Damit fehlt den Stiftungsvertretern auch das Vertrauen in den Kapitalmarkt, denn genau diese Generation hat die Dotcom-Blase, die Russlandkrise, die Lehman Brothers Krise, die Ölkrise und viele andere Rückschläge hautnah erleben müssen. Zum anderen reden wir bei den meisten Stiftungen von Kleinanlegern, denn zwei Drittel aller Stiftungen hat weniger als eine Million Euro Stiftungskapital.

Opelt: Ich glaube, die Organe, gerade die Ehrenamtlichen, machen ihre Arbeit mit Herzblut, aber sie haben Angst, in Haftung zu kommen, auch wenn das noch selten passiert. Gegen diese Risikoscheu würde eine gesetzliche Leitlinie helfen, denke ich. Und zur Frage, warum sich so wenig ändert, wenn es um Kapitalanlage geht: Das liegt auch daran, dass es keinen Druck, keine Sanktionierung gibt. Institutionen behalten ihre Gemeinnützigkeit auch dann, wenn sie nur ihren Zweck mit kleinen Mitteln erfüllen, das Vermögen aber groß ist. Und da könnte ein gewisser gesetzlicher Zwang vielleicht Anstöße geben – es müssen ja nicht gleich fünf Prozent Ausschüttung im Jahr sein wie in den USA. Aber wenn der Druck ganz fehlt, braucht man sich auch nicht zu bewegen.

Peter Dombeck: Da habe ich eine ganz andere Meinung. Ich glaube, wir haben schon viel zu viel Regulierung, auch wenn vieles richtig und notwendig ist. Ich glaube, auch bei uns in der Bank-, Finanz- und Kapitalmarktbranche hat sich nach 2008 viel getan.

Es ist typisch, dass das Pendel nach einer solchen Krise eben sehr stark wieder in die andere Richtung ausschwenkt. Mir persönlich würde am Herzen liegen – und das ist aus meiner Sicht nicht nur ein Thema für Stiftungen –, dass sich Organe damit auseinandersetzen müssen: „Was ist eigentlich mein Ziel, und welche Risikobereitschaft, das heißt auch temporäre Kapitalverzehre, kann ich mir eigentlich leisten?“ – und dann auch entsprechende Vorgaben für sich definieren. Wenn ich mir Regularien vom Staat wünschen würde, dann vielleicht, dass man sich Anlagerichtlinien oder einen internen Anlagenausschuss geben muss – aber nicht, dass irgendetwas Bestimmtes drinsteht.

Fiedler: Gerade für kleine Stiftungen ist die Erfüllung ihres Zwecks mit Kapitalanlagen, die sich überwiegend auf der Bondseite und im Null- und Minuszinsumfeld bewegen, oft nicht mehr sichergestellt. Daher geht es darum, ein bisschen breiter zu denken und handeln zu dürfen, etwa mit Blick auf eine breitere Diversifikation in unterschiedlichen Assetklassen. Dazu zählen auch Beteiligungen an Projekten, die dem Stiftungsauftrag näher stehen, etwa „Mission Investments“: Die ökonomische tritt hinter die gesellschaftliche Rendite. Kombiniert mit einer Verbrauchstiftungen oder Einbringung des Kapitals in eine Treuhandstiftung wäre dies ein guter, richtiger Schritt.

Dombeck: Oder vielleicht auch mehr delegieren. Ich will jetzt nicht für meine Kollegen aus der Fondsbranche oder für Vermögensverwalter Werbung machen, aber es kann auch Situationen geben, wo man sagt: „Das kann ich als Stiftungsvorstand gar nicht darstellen, also delegiere ich.“ Andere mögen wiederum sagen: „Ich habe die Erfahrung und auch tolle Partner an meiner Seite – ich kann das.“ Ich glaube, das muss wirklich jeder selbst entscheiden.

Bonnländer: Es sind zwei Themen aus meiner Sicht, die die Stiftungen schon länger umtreiben. Zum ersten haben wir eine geteilte Welt: die großen Stiftungen verfügen über ausreichend Know-how, Transparenz und Kapital, und bewegen sich sehr systematisch in Richtung größere Aktienquoten. Sie wissen, dass es darum geht, Anlagerichtlinien sauber zu formulieren, die Gremien mitzunehmen und zu dokumentieren, welche Gedanken hinter einem Beschluss stehen – und damit auch, welche kurzfristigen Risiken sie aushalten wollen, um nicht wie manche Anleger am Tiefpunkt zu verkaufen. Kleinere Stiftungen, die oft vom Ehrenamt getragen werden, haben häufig das Problem, dass sie eben nicht über dieses Know-how verfügen und damit in der jetzigen Marktphase recht vorsichtig oder zögerlich agieren. Deshalb braucht es hier gute und objektive Beratung. Zum zweiten ist es das Thema Nachhaltigkeit. Impact Investing rückt immer mehr in den Fokus von Stiftungen.

Opelt: Das sind jetzt zwei Ebenen: Die eine ist, dass die Stiftung selbst wissen muss, wo es hingehet. Und im zweiten Schritt ist dann in der Tat eine Vielzahl an Möglichkeiten vorhanden, wie man das Geld de facto anlegen kann. Allerdings ist die Unsicherheit gerade der Ehrenamtlichen vergangenes Jahr verstärkt worden. Beispielsweise durch das Thema persönliche Haftung. Darum sollte man ein Gerüst geben und erklären, dass man 30, 40 oder 50 Prozent Aktienquote fahren darf, in dem Wissen, dass es langfristig für Stiftungen nicht ohne Aktien geht. Es geht um eine positive Leitplanke, an der man sich orientieren kann und die auch Sicherheit gibt, sollte es mal schiefgehen.

Westerheide: Auch wir stellen in Gesprächen immer mehr Unsicherheit fest, wie der Stiftungszweck noch erfüllt werden kann, nachdem die langfristigen Anleihen mit hohem Kupon ausgelaufen sind. Wir erarbeiten mit den Stiftungen zum Beispiel Fundraisingkonzepte oder überlegen, wie Spenden generiert werden können. Gleichzeitig diskutieren wir viel über die Frage, wie in Immobilien investiert werden kann. Ein klassischer Fall ist leider, dass die Stiftung eine einzelne Immobilie vor Ort kauft und mögliche, langfristige Standortnachteile oder potentielle Investitionskosten wie anstehende Renovierungsmaßnahmen außer Acht lässt.

DIE STIFTUNG: Wenn man fragt, warum Stiftungen nicht eine etwas höhere Aktienquote eingehen, ist auch zu hören, dass niemand in seiner Ära verantwortlich sein für einen Rückgang des Vermögens.

Westerheide: das stellen wir so nicht fest. Fakt ist aber, dass häufig die zweite oder dritte Generation der Stiftungsvorstände risikoaverser ist, als der Stifter oder die Stifterin selbst. Es ist halt nicht das eigene Geld, dass in die Stiftung investiert wurde und letztlich will der ehrenamtliche Vorstand keine Fehler machen. Hier würde ich mir seitens des Gesetzgebers mehr Flexibilität bei der Frage der möglichen Zusammenlegung von Stiftungen wünschen. Auch der Bundesverband tut hier gefühlt zu wenig, als einflussreiches „Sprachrohr“ der meisten Stiftungen.

Dombeck: Die ketzerische Frage ist ja: Angst vor dem schleichenden Tod, indem man inaktiv ist und eigentlich den Stiftungszweck nicht mehr erfüllen kann, oder eben die Angst vor einem schnellen Tod, wenn man ins Risiko geht und am Aktienmarkt mal eine Korrektur kommt. Ich kann das menschlich verstehen, das insbesondere Ehrenamtliche Angst haben – aber nicht zu handeln, ist die schlechteste Option. Viele Stifter haben Kapitalanlage als Beiwerk und nicht als Hauptziel definiert. Das ging Jahrzehnte gut, man hat versucht, sich einzureden, es sei eine temporärer Niedrigzinsphase. Das ist nun doch nicht so. Um den Stiftungszweck zu erfüllen, brauch ich gute Kapitalanlage.

Bonnländer: Es bleibt allerdings das grundsätzliche Problem, dass es kein europäisch einheitliches Recht gibt. Dieses Thema wird in jedem Land unterschiedlich gehandhabt, in Deutschland sogar von Bundesland zu Bundesland. Es gibt unterschiedliche Stiftungsbehörden und Stiftungsgremien. Es ist ganz wichtig, hier einheitliche Regelungen zu finden. Aber da vermute ich, dass in der Politik eben nicht die „Praxiskompetenz“ vorhanden ist, wie zum Beispiel bei Ihnen in der Heinz-Sielmann-Stiftung, Herr Beier.

Beier: Für mich wäre es der falsche Weg, den Willen des Stifters in irgendwelche staatlichen Korsetts zu zwingen. Ich bin allerdings der Meinung, dass die Schwelle zur Gründung einer privaten Stiftung mit 50.000 Euro Stiftungskapital als finanzielle Ausstattung zu niedrig ist. Stiftungen sollten erst dann gegründet werden können, wenn das Stiftungskapital zwischen drei bis fünf Millionen Euro liegt, um damit ein hauptamtliches und professionelles Stiftungsmanagement aufbauen zu können, um dauerhaft Wirkung zu erzielen. Die Stiftung, deren Kapital geringer ist, sollte als Teil einer Bürgerstiftung oder als Verbrauchsstiftung oder als Treuhandstiftung zu

Lebzeiten oder als Zustiftung aktiv sein, um das Handeln und die Zweckerfüllung wirkungsvoll mit anderen Stiftungen zu bündeln, zu teilen.

Opelt: Ich glaube, man muss den Stifter in seiner Vielfalt sehen. Es gibt Menschen, die sparen sich einige Zehntausend Euro ab, andere sind unternehmerisch sehr erfolgreich und können mehrere Millionen aufbringen. Ich bin ein großer Freund der Verbrauchsstiftung. Und was die Nachwelt angeht, da frage ich potentielle Stifter gerne nach Prominenten und deren Vergänglichkeit, zum Beispiel: „Wissen Sie noch, wer damals Außenminister war? Der war doch richtig bekannt.“ Und dann merken die Stifter, dass sie sich an die auch nicht mehr erinnern. Ein leidiges Problem ist indes, dass die Verbrauchsstiftung steuerlich weiterhin nicht privilegiert ist. Das sollte man ändern, dann würde sich die Stiftungslandschaft vielleicht anders darstellen. Und dann gibt es ja etwa noch die Treuhandstiftung. Man muss eben zielgerichtet beraten.

Westerheide: Eine Hybridstiftung wäre auch eine Möglichkeit, wenn es um Vielfalt und mehrere Optionen für Stiftungsgründer in der Niedrigzinsphase geht. Es ist keine reine Verbrauchsstiftung, aber auch nicht die ganz klassische Stiftung. Ein Teil des Stiftungskapitals wird eingesetzt, um Zwecke zu erfüllen, um nicht nur auf laufende Einnahmen angewiesen zu sein.

Bonnländer: Das sind allerdings alles Notlösungen. Eigentlich ist genau das das Thema: Man sollte sich erst einmal klar darüber werden, was man fördern will und auf welchem Weg. Ich bin ehrenamtliches Vorstandsmitglied bei einer Parkinsonstiftung mit einem Kapital von 200.000 Euro. Wir haben in der jetzigen Kapitalmarktsituation eigentlich nur die Chance, über Spenden in eine Größe hineinzukommen, dass wir etwas bewirken können. Rein aus Stiftungserträgen könnten wir den Förderpreis für Forschung über 10.000 Euro nicht alle zwei Jahre vergeben.

Beier: In Deutschland gibt es zum Beispiel rund 4500 Kulturpreise. Ich bin der Meinung, dass wir diese Vielfalt in Frage stellen sollten. Brauchen wir sie alle wirklich?

Fiedler: Das wäre ein echter Impuls: Menschen tätigen bei relativ niedrigen Vermögensanlagen kleine Zustiftungen. Vielleicht lässt sich gesellschaftlich etwas finden – ein gemeinsames Dach, um Zustiftungen mit ähnlichen Themen, zu bündeln und intelligent mit den Geldern umzugehen. Unsere GLS Treuhand hat hier sehr gute Erfahrungen gesammelt. Unsere Kunden sind uns über Hinweise auf bestehende Strukturen und Projekte sehr dankbar. Dass wir auch für diese Geldqualität Expertise aufgebaut haben ist allerdings nicht so breit bekannt.

Beier: Mit einer Bürgerstiftung. Die Möglichkeit gibt es doch schon.

Fiedler: Ja, aber möglicherweise kein Bewusstsein bei vielen Stiftern.

Beier: Das Problem ist: Man weiß nichts vom Nachbarn.

Opelt: Ich finde es gut, wenn es eine große Menge gerade auch lokale Kulturpreise gibt, denn das zeigt ja gerade die Vielfalt Deutschlands. Was spricht dagegen, dass eine Stiftung mit einigen Hunderttausend Euro Vermögen vor Ort wirkt? Natürlich muss man dafür nicht immer eine Stiftung dafür gründen, aber ist es nicht falsch. Allerdings gibt es das alte Thema, dass Stiftungen sich als Leuchtturm sehen – und es ist immer leichter, Geld für Leuchtturmprojekte zu finden als für die Basisarbeit. Dafür müsste man sich in der Tat stärker vernetzen.

DIE STIFTUNG: Und was geschieht, wenn es weiterhin beim niedrigen Zinsniveau bleibt oder die Zeiten noch schlechter werden?

Beier: Ich brauche in der Stiftung auf jeden Fall ein Risikomanagement, an dem ich mich orientiere. Dazu ein Controlling mit dem die Informationspflichten gegenüber den Organen und der Aufsicht erfüllt werden. Wenn es ein gemeinsamer Wille der Organe ist, kann eine Stiftung auch mit einem Verlust von 20 Prozent leben. So ist es bei uns – und wir haben uns eine Zeitschiene gegeben, bis wann es wieder positiv sein soll: 7 Jahre. Sollte der Abwärtstrend darüber hinaus weitergehen, dann sind wir im Markt nicht allein, dann geht es allen so.

Westerheide: wir sprechen aktive unsere Kunden an, wenn bestimmte Verlustschwelen reißen. Dies sehen wir auch als moralische Verpflichtung an, um ehrenamtliche und manchmal nicht sachkundige Vorstände zu unterstützen. Je nach Risikoneigung der handelnden Personen versuchen wir unter Berücksichtigung der Anlagerichtlinien und der Vorschriften in der Satzung Lösungen zu finden. Risiko bedeutet auch, keine Erträge zu erwirtschaften!

Fiedler: All dies spricht für Professionalisierung. Und dafür, Strukturen zu schaffen, weg von emotionalen Entscheidung hin zu Umsetzungsentscheidungen, die regelbasiert sind. Das heißt, darüber nachzudenken, dass wir bei aller Freundschaft und Begeisterung wegkommen müssen von der Vielfalt von Kleinstiftungen, die solitär irgendwelche sicherlich tollen Dinge machen. Das fühlt sich an wie die Verschwendung von ...

Beier: ... Volksvermögen.

Fiedler: Ja, ich will es fast so formulieren. Es stellt sich grundsätzlich die Frage, ob wir die Situation zusätzlich als Chance verstehen dürfen: Das niedrige Zinsniveau führt dazu, dass wir darüber nachdenken müssen, andere Wege zu beschreiten. Gesellschaftliche Verantwortung und ganz allgemein das Thema Nachhaltigkeit bzw. Werteorientierung in der Kapitalanlage sollte eine größere Rolle spielen. Zumal sich daraus durchweg positive, risikominimierende Effekte ableiten lassen ...

DIE STIFTUNG: Apropos Nachhaltigkeit. Welche Rolle spielt die eigentlich inzwischen im Stiftungsbereich?

Bonnländer: Wir haben ja über die Ängste gesprochen. Unser Haus war mit vielen Stiftungen „traditionell“ im Rentenbereich allokiert. Wir raten zu strategischem Investieren – weg von den kurzfristigen Tagesverzerrungen und Markteinflüssen – Mission Investing, Impact Investing seien als Schlagworte benannt. Es geht ja auch

darum, die ideellen Ziele, die jede Stiftung hat, in Einklang mit der Anlagepolitik zu bringen. Wenn man kritisch prüft, sieht man, dass es hierdurch keine Performance-Nachteile gibt: Orientierung an nachhaltigen Kriterien wirkt eher risikosenkend, auch wenn Nachhaltigkeit nicht eindeutig definiert ist. Wenn ich mich auf nachhaltige Geldanlagen konzentriere, die einen Mehrwert für die Gesellschaft bringen und nicht die Menschen schädigen, dann sind das meist auch wirtschaftlich stabile Anlagen. Was passiert, wenn man das Gegenteil tut, zeigt das Beispiel Dieselgate.

Dombeck: Da möchte ich Ihnen Recht geben. Wir haben im Aktieninvestmentprozess seit vielen Jahren die ESG-Komponenten (Environmental, Social, Governance) in der standardisierten Aktienanalyse. Wenn Sie einen ganz normalen Investmentfonds kaufen, unterläuft jedes Investment automatisch eine Durchleuchtung auf diese Aspekte. Weil wir überzeugt sind, dass diese Dinge am Ende auch zu Performance und Wertentwicklung entschieden beitragen, wenn man langfristige Teilhabe an einem langfristig erfolgreichen Unternehmen anstrebt statt zu spekulieren.

Beier: Wir haben uns 2015 dazu verpflichtet, uns prüfen zu lassen, wie nachhaltig und wirkungsvoll wir im Stiftungsalltag handeln. Im Anlagemanagement beziehen wir uns bei den Anleihen auf die Nachhaltigkeitscharta der Evangelischen Kirche in Deutschland und bei den Aktien nutzen wir nur Einzeltitel aus den Indizes: dem STOXX Global ESG Leaders Index und dem STOXX Sustainability Europe ex AGTAFI-Index. In der Stiftung veröffentlichten wir 2016 erstmals einen Nachhaltigkeitsbericht nach den UN-Normen der Global Reporting Initiative (GRI G4). *Fiedler:* In der GLS Gruppe spielen seit der Gründung die Themen Nachhaltigkeit, Transparenz und gesellschaftlicher Relevanz im Anlagensegment eine entscheidende Rolle. Wir nehmen wahr, dass das Interesse auch von Stiftungen stetig steigt, sich damit zu beschäftigen. Die positive Entwicklung unseres Aktienfonds hat uns ermutigt, zwei weitere Fonds mit ebenso strengen Kriterien aufzulegen.

Bonnländer: Unser Haus sieht in der Einzelaktienberatung aus Risikogründen keine Vorteile für unsere Kunden, daher bieten wir dies nicht aktiv an. Unsere Philosophie ist vielmehr das gestreute Marktinvestment! In der Vergangenheit haben wir häufig über Standard-ETFs den Aktienmarkt abgedeckt. Doch selbst wenn Sie einen Sustainability-ETF nehmen, muss man kritisch prüfen, was im Einzelnen enthalten ist. Daher legen wir gerade einen eigenen Aktienfonds auf, den wir selbst im Haus managen.

Beier: Für uns ist der Nachhaltigkeits-Prozess in der Stiftung, den wir als Erste im deutschsprachigen Raum mit dem GRI-Report beschriften haben, eine Herausforderung. Der Bericht ist online lesbar und wird 2018 fortgeschrieben. Er erfüllt vier Parameter für die Heinz-Sielmann-Stiftung: Transparenz, Glaubwürdigkeit, Vertrauen und Wirksamkeit.

Fiedler: Wir nehmen wahr, dass sich nicht nur Stiftungen und NGOs, die sich von Natur aus mit dem Thema befassen, auseinandersetzen, sondern zunehmend auch Kommunen und Privatkunden das Thema Nachhaltigkeit in der Geldanlage und ihrer Lebensweise für sich als relevant einstufen und sich aus gesellschaftlichen Gründen dafür einsetzen wollen.

Dombeck: Vor zwei Jahren kam ein institutioneller Kunde auf uns zu, der sich für ein Niedrig-CO2-Unternehmensportofolio interessiert, und zwar nicht nur Greenbonds, bei denen man sich fragen muss, ob die immer so grün sind. Wir haben das für ihn erstellt und keine schlechtere Wertentwicklung als der Vergleichsindex erreicht. Ein anderer Kunde – es ging um deutsche Wohnimmobilien –, fragte uns, ob wir nach dem Leitfaden der Evangelischen Kirche in Deutschland prüfen können. Dann sind wir zu einer unabhängigen Ratingagentur gegangen, und diese hat unseren Investmentprozess geprüft.

Westerheide: Nachhaltigkeit ist die Zukunft und entspricht dem Werteverständnis fast jedes Stifters. Wenn wir jetzt nicht beginnen, uns mit dem Thema Nachhaltigkeit zu beschäftigen – und das gilt auch für alle Stiftungen – dann ist es zu spät. Stiftungen sind nicht nur Teil unserer Gesellschaft, sie erfüllen einen Auftrag und genießen hohes Ansehen in der Bevölkerung. Daraus allein ergibt sich u.E. der Auftrag hier voran zu gehen. Das muss sich auch in der Handlungsweise der Stiftungen spiegeln und natürlich von den Banken, die mit den Stiftungen zusammenarbeiten aktiv begleitet werden.

Bonnländer: Wir kommen aus dem sozialen Bereich und bauen die Bank kontinuierlich Richtung Nachhaltigkeit aus und stellen fest: Das ist zwar unbequem und stellt viele Dinge infrage - aber wir versprechen uns eine wesentlich höhere Identifikation unserer Mitarbeiter mit unserer Bank. Diesen „Spirit“ wollen wir für unser Haus nutzen und weiter voranbringen.

Opelt: Bei uns ist das Thema genauso differenziert wie die Kundschaft. Die Kunden müssen entscheiden. Ich spreche daher eher von „werteorientiertem Investment“. Denn jeder hat seine eigenen Werte, aus denen er sein Handeln ableitet. Meine Werte sind daher nicht identisch zu denen meiner Kunden. Und Stiftungskunden haben auch nicht per se dieselben Werte. Da gibt es jene, die sagen: „Macht das, was gut und ertragreich ist.“ Andere wollen einen Schritt weitergehen und nach zukunftsfähigen Unternehmen schauen. Renditeschädigend sind nachhaltige Anlagen nicht, das ist anerkannt. Aber es ist ja unbequem, wenn man sich Gedanken machen muss über Verlustgrenzen und Anlagerichtlinien. Unser Haus missioniert niemanden. Wir regen an, zwingen jedoch niemanden in ein nachhaltiges Korsett.

Beier: Auch Stiftungen unterliegen dem demografischen Wandel. Das Spendenvolumen liegt in Deutschland seit zehn Jahren stetig bei rund fünf Milliarden Euro, die Zahl der Einzelspender sank 2016 auf 22,1 Millionen Personen. Durchschnittlich sechsmal im Jahr spendete der Bundesbürger je 35 Euro im Durchschnitt. Dabei sind die über 70-jährigen mit einem Anteil von 40 Prozent am Spendenkuchen die spendenfreudigste Gruppe. Deutlich rückläufig ist das Spendenvolumen bei den 40- bis 49-Jährigen. Eine besorgniserregende Tendenz in der Bundesrepublik. Dafür aber hat sich die Nachfrageseite nach Spenden deutlich um das x-Fache vervielfacht: Verbände, Vereine und Stiftungen gehören gleichermaßen dazu. Deshalb steht für mich in der Stiftung immer die Frage nach dem Alleinstellungsmerkmal, dem USP der Heinz-Sielmann-Stiftung, im Mittelpunkt.

Werkzeuge dafür sind Transparenz, Compliance, Wirksamkeit und Nachhaltigkeit ebenso wie das Verhalten als ehrbarer Kaufmann.